

Friedrich Schiller

mit Selbstzeugnissen
und Bilddokumenten
dargestellt von
Friedrich Burschell



Rowohlt

Friedrich Schiller

mit Selbstzeugnissen
und Bilddokumenten
dargestellt von
Friedrich Burschell



Rowohlt

Friedrich Schiller

mit Selbstzeugnissen
und Bilddokumenten
dargestellt von
Friedrich Burschell



Rowohlt

Dieser Band wurde eigens für «rowohlts monographien» geschrieben
Den dokumentarischen und bibliographischen Anhang bearbeitete Paul Raabe
Umschlagentwurf Werner Rebhuhn

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.
Hamburg, August 1958
Copyright © 1958 by Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Hamburg
Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten
Gesetzt aus der Linotype-Aldus-Buchschrift
und der Palatino (D. Stempel AG)
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
780-ISBN 3 499 50014 0

150. – 155. Tausend November 1983

Kindheit	7
Eleve der herzoglichen Akademie	15
Regimentsmedikus in Stuttgart	24
Auf der Flucht	36
Die Idylle von Bauerbach	44
Theaterdichter in Mannheim	50
Freundschaft in Leipzig, Gohlis und Dresden	63
Erster Aufenthalt in Weimar	74
Volkstädte und die Schwestern Lengefeld	87
Ruf nach Jena und erste Auseinandersetzung mit Goethe	92
Professor der Geschichte	98
Krankheit und unverhoffte Hilfe	108
Auseinandersetzung mit Kant und Besuch in der Heimat	115
Freundschaft mit Wilhelm von Humboldt und der Bund mit Goethe	121
Rückkehr zur Dichtung	131
Die letzten Jahre in Weimar	146
Epilog	163
 Zeittafel	 168
Zeugnisse	171
Bibliographie	175
Namenregister	183
Quellennachweis der Abbildungen	186



«Die ersten Jugendjahre bestimmen vielleicht die Gesichtszüge des Menschen durch sein ganzes Leben, so wie sie überhaupt die Grundlage seines moralischen Charakters sind.» Diese Worte des zwanzigjährigen Kandidaten der Medizin Friedrich Schiller treffen sicherlich auf ihn selber zu.

In den ersten vier Jahren lebte der kleine Fritz, ein schwächliches Kind, das unter Krämpfen litt, allein mit seiner Mutter und der um zwei Jahre älteren Schwester Christophine in der gleichen Stube in Marbach am Neckar, in der er am 10. November 1759 das Licht der Welt erblickt hatte. Der Vater, Johann Kaspar Schiller, Offizier in herzoglich württembergischen Diensten, nahm mit seinem Regiment an dem siebenjährigen Krieg gegen Preußen teil, bei dem die Truppen des Herzogs keine rühmliche Rolle spielten.

Anfang 1762 kehrte der Vater, inzwischen zum Hauptmann befördert, in die Heimat zurück und erhielt den Posten eines Werbeoffiziers in der freien Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd. Da aber dem haushälterischen Mann das Leben in dieser Stadt zu kostspielig schien, richtete er sich mit Frau und Kindern in dem nahe gelegenen württembergischen Grenzdorf Lorch ein.

Der Vater, der als ein «merkwürdig seriöser Mann» bekannt war, wollte schon früh hoch hinaus mit seinem Söhnchen. Er selber war in bitterer Armut aufgewachsen und hatte sich alles, was er an Bildung und Kenntnissen besaß, selber in der harten Schule des Lebens beibringen müssen. Als er im Feld von der Geburt seines Sohnes erfuhr, begrüßte er die Nachricht mit einem Gebet, das er später in diese Worte faßte: «Und Du, Wesen aller Wesen! Dich habe ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß Du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte.»

In Lorch, im engen Remstal zwischen Hügeln und dunklen Wäldern, wuchs der Knabe auf. Äußerlich war er das Ebenbild seiner Mutter. Er hatte von ihr die schlanke Gestalt und die rötlichen Haare, die breite Stirn, die zarte Haut mit den vielen Sommersprossen und die zwinkernden, empfindlichen Augen. Aus den Berichten über seine frühe Jugend muß man schließen, daß er ein ungemein gutartiges Kind gewesen ist und ein freundlicher, lebhafter, mitunter auch mutwilliger Spielkamerad.

Johann Kaspar Schiller war gewiß kein bequemer Vater. Er war ein strenger und ungeduldiger Mann, der zum Jähzorn neigte. Der Gott, zu dem er betete, war vor allem dazu da, dem Menschen zu helfen, der sich selber half. Er hatte den etwas beschränkten Eigensinn, den naiven Stolz und den Ehrgeiz des Autodidakten. Da ihm



Schillers Geburtshaus (Mitte) in Marbach

sein Dienst in Lorch viel freie Zeit ließ, hatte er schon damals begonnen, seine im Feld und auf den Reisen gesammelten Erfahrungen zum Nutzen seiner Mitbürger niederschreiben. Er brachte es im ganzen auf fünf Hefte, die wenige Jahre später unter dem Titel *Ökonomische Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes* beim Hofbuchdrucker Cotta erschienen. Der Hauptmann Schiller hatte die Absicht, Betrachtungen über *Die gute Aufziehung der Jugend* folgen zu lassen.

Er kam nicht dazu. Dafür versuchte er, seinen Sohn nach seinen Prinzipien aufzuziehen, die hauptsächlich darin bestanden, den Sohn schon in seinen frühesten Jahren zu eifrigem Studieren anzu-

halten. Daß das Fritzchen wie alle Kinder spielen wollte, erregte häufig seinen Unmut, der sich in Ermahnungen und wohl auch oft genug in Prügelein entlud.

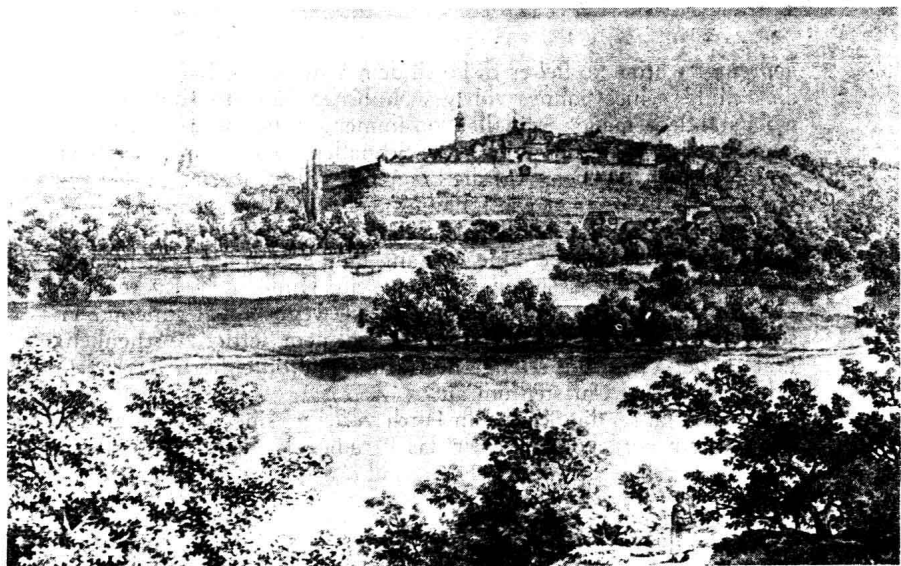
Im übrigen war es gar nicht nötig, den Jungen zum Lernen anzutreiben. Die Schwester bezeugt, daß der kleine Fritz gute Anlagen zeigte und alles aufmerksam verfolgte, was der Vater seiner Gewohnheit gemäß im Familienkreis vorlas.

Bereits mit fünf Jahren besuchte er die Lorcher Dorfschule, und im nächsten Jahr war er so weit, daß ihn der Vater zu dem Pfarrer Moser schicken konnte, um bei ihm Latein zu lernen. Dieser Dorfpfarrer, ein gelehrter Theologe, war offenbar ein ungewöhnlicher Mann. Sicher ist, daß er auf den jungen Schiller einen so unauslöschlichen Eindruck machte, daß er später die Figur des apokalyptisch bedrten und furchtlosen Pfarrers im Schlußakt der *Räuber* nach ihm benannte und damit unsterblich machte.

Der Pastor Moser wurde zur Idealgestalt des Knaben Schiller. Schon ganz früh trieb es ihn, dem Gottesmann und seinen Predigten nachzueifern. Die Schwester Christophine erzählt: «Mutter und Schwester mußten dem Knaben eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte zuhören, und wenn jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich sobald nicht wieder sehen.»

Der Knabe Schiller, mochte er noch so verspielt sein, meinte es ernst mit der christlichen Lehre, die ihm zu Haus und in der Kirche

Murbach am Neckar. Kolorierte Federzeichnung von August Seyffer, 1813





Der Vater Johann
Kaspar Schiller als
Leutnant.
Gemälde der Zeit

gepredigt wurde. So fiel es in Lorch dem Vater eines Tages auf, daß die Schuhe seines Sohnes von gewöhnlichen Bändern statt der damals standesgemäßen Schnallen zusammengehalten waren. Wie sich herausstellte, hatte der Fritz seine Schnallen abgerissen und einem armen Jungen gegeben. Auf die Frage des Vaters, warum er das getan habe, antwortete er wie Johannes der Täufer, daß der arme Junge überhaupt keine Schnallen, er selber aber noch ein zweites Paar für den Sonntag besitze. Eine Zeitlang muß er von der Leidenschaft des Schenkens wie besessen gewesen sein. Hinter dem Rücken der Eltern gab er Bücher und Kleidungsstücke weg. Einmal schleppte er sogar Bettzeug aus der Wohnung, um es einem Bettler zu schenken. Erst als der Vater ihm strenge Bestrafung androhte, hörte das wörtlich verstandene Christentum auf.

Die drei Jahre, die Schiller in Lorch verlebte, sind ihm später wie ein Elysium vorgekommen, wie das Paradies der unschuldig naiven Kindheit, nach deren Glückseligkeit und Harmonie er sich sein Leben lang als Mensch wie als Künstler sehnte.

Als der Knabe ins siebte Jahr ging, wurde der Vater in seine frühere Garnison, nach Ludwigsburg, zurückversetzt. Er nahm seine

*Schillers Mutter
Elisabeth Dorothea,
geb. Kodweiß*



Familie mit sich. Aus einer ländlichen Idylle kam der Junge in eine Stadt, in der es damals laut und prächtig zuging. Der eitle und vergnügungssüchtige Herzog Karl Eugen hielt in diesen Jahren in Ludwigsburg Hof. Die Stadt, ganz im Stil des französischen Rokoko angelegt, prunkte mit dem Namen des schwäbischen Versailles. Die Feste und Lustbarkeiten des Fürsten, die in ihrer Üppigkeit und raffiniert ausgedachten Details damals nicht ihresgleichen hatten, zogen neben den berühmtesten und kostspieligsten italienischen und französischen Künstlern, Sängern und Tänzerinnen die Glücksritter, Abenteurer und Kurtisanen aus allen Teilen Europas an.

Von diesem Treiben merkte der Knabe Schiller wahrscheinlich nicht viel. Die altschwäbischen Offiziers- und Beamtenfamilien, zu denen die des Hauptmanns Schiller zählte, lebten abgeschlossen in ihren sauberen Häusern, und je lockerer und glänzender es bei den Redouten und venezianischen Messen des Herzogs zuging, desto strenger hielten sie auf lutherische Zucht. Nur gelegentlich wurde der Junge, wenn er sich in der Schule ausgezeichnet hatte, vom Vater in das prächtige Opernhaus mitgenommen. Aber es wäre falsch anzunehmen, daß die tanzenden Nymphen und Schäferinnen, die italie-

nisch gesungenen Arien, die schimmernden Paläste und Säulenhallen auf den Knaben mehr als einen flüchtigen Eindruck machten. Die Schwester hat zwar berichtet, daß der Junge sich aus Büchern und bemalten Papierpuppen ein eigenes Theater baute, jedoch bald der Marionetten müde wurde und dann mit seinen nächsten Freunden in Zimmern oder im Garten vor leeren Stühlen Theater spielte, wobei er selber die Rollen verteilte. Aber das war kaum mehr als kindlicher Spiel- und Nachahmungstrieb. Das große Dramenwerk Schillers verdankt, wie sich noch zeigen wird, seine Entstehung anderen Impulsen. Wir haben es aus dem Mund seiner späteren Schwägerin, daß sein kindlicher Hang zum Theaterspielen seine Neigung zum geistlichen Stand in keiner Weise verminderte.

Tatsächlich hatte der junge Schiller während der sieben Jahre in Ludwigsburg wenig Zeit und Gelegenheit, sich um andere Dinge zu kümmern. Er ging in die Lateinschule der Stadt zu strengen, zumeist pedantischen Lehrern, bei denen er den ganzen Wissensstoff, der zu überwiegendem Teil aus Latein bestand, auswendig zu lernen hatte.

Der Vater war noch strenger als die Lehrer. So stand er aus Grundsatz vom Tisch auf, wenn es ihm am besten schmeckte. Das Gleiche verlangte er von seinen Kindern. Kein Wunder, daß der Junge dünn und blaß war. Jedes Jahr mußte er nach Stuttgart zum Landesexamen wandern, von Angst erfüllt, ob er es schaffen würde. Diese Prüfungen, von denen es abhing, ob er zum theologischen Studium zugelassen wurde, waren in ganz Schwaben berüchtigt. Der junge Schiller hatte diese Prüfungen dreimal mit der besten Note bestanden. Beim vierten Examen, in einer Zeit, wo er offenbar unter den Folgen seines raschen Wachstums litt, versagte er. Er holte aber das Versäumnis mit solchem Eifer nach, daß selbst seine Lehrer für seine Gesundheit fürchteten. Schiller hat sicher nicht ohne Grund später von der *„geist- und herzlosen Erziehung“* während dieser Jugendjahre gesprochen. Trotzdem scheint er, zumindest in der ersten Ludwigsburger Zeit, kein Duckmäuser geworden zu sein. Einer seiner damaligen Freunde hat uns das Bild eines sehr lebhaften Knaben entworfen, der bei den Spielen mit seinen Kameraden meist den Ton angab. Später freilich scheinen der Druck der Schule und die Strenge des Vaters diesen Übermut etwas gebrochen zu haben. Ein anderer Freund hat später erzählt, wie sie beide damals keine eigentlichen rechten Buben gewesen seien, wie sie die üblichen Spiele mieden, durch die Ludwigsburger Alleen streiften und sich in Klagen über ihr Schicksal und in kindlich chimärischen Plänen ergingen.

In seinem dreizehnten Lebensjahr wurde der Knabe konfirmiert. Die gottesfürchtige, pietistisch schwärmerische Mutter war erschrocken, als sie ihren Sohn am Vorabend des heiligen Tages sorglos auf der Straße herumschlendern sah. Sie machte ihm Vorhaltungen, und unter dem Eindruck ihrer Worte zog er sich zurück und schrieb sein erstes ernsthaftes Gedicht in deutscher Sprache. Es ist nicht erhalten, soll aber von solchem Überschwang gewesen sein, daß der Vater bei der Lektüre ausrief: „Bist du närrisch geworden, Fritz!“



Karl Eugen
Herzog v. Württemberg

Stich
von J. F. Leybold

Einige Monate später griff der regierende Herzog entscheidend und unwiderruflich in das Leben des Knaben ein.

Karl Eugen hatte sich gerade damals nach einem Leben voller Ausschweifungen ernsterer Arbeit zugewendet, soweit Ernst überhaupt in seinem Wesen lag. Aus dem vergnügungssüchtigen Nachahmer des Sonnenkönigs war ein Schulmeister geworden. Rousseaus Ruf nach einer neuen Methode der Erziehung hatte gewiß nur indirekt auf den von Bildung kaum beleckten Fürsten gewirkt. Dieser stürmische Dilettant folgte nur einem Zug der Zeit und dem Ehrgeiz, sein kaum geschwächtes Machtbedürfnis auf andere und würdigere Bahnen zu lenken.

Karl Eugen hatte eine militärische Pflanzschule gegründet mit der Absicht, sowohl als Pädagoge glänzen zu können wie einen Nachwuchs von Offizieren und Beamten zu gewinnen, die er in seinem Sinn erziehen konnte. Alle Schulen des Landes erhielten den Auftrag, ihm begabte Schüler zu melden, die vorzugsweise Offiziers-



*Die Karlsschule in Stuttgart. Stich nach einer Zeichnung von K. P. Conz.
(Schiller-Nationalmuseum)*

und Beamtenfamilien entstammen sollten. Dann beschied er die erschrockenen Eltern zu sich und verlangte, wenn nötig unter Drohung, die Auslieferung ihres Sohnes an seine neue Schule.

So wurde auch eines Tages der Hauptmann Schiller vor den Herzog befohlen zwecks kostenloser Aufnahme seines Sohnes in die militärische Pflanzschule, was bei der ganzen Schillerschen Familie höchste Bestürzung hervorrief. Der Hauptmann gestattete sich bei der Audienz untertänigst zu bemerken, daß er und seine Frau keinen höheren Wunsch hätten als den, ihren Sohn seiner eigenen Neigung entsprechend Pfarrer werden zu lassen. Der Herzog stellte anheim, eine andere Wissenschaft zu wählen, etwa die Jurisprudenz. Als der Hauptmann sich nach dieser ersten Unterredung in Schweigen hüllte, wurde Karl Eugen deutlicher, und zwar wiederholt. Er versprach außerdem, daß er für den Sprößling später einmal besser als das protestantische Konsistorium sorgen würde. Diese nicht zu verachtende Lockung war zugleich ein Befehl des höchsten Vorgesetzten.

Demgemäß lieferte der Hauptmann Schiller am 16. Januar 1773 seinen Sohn auf der nahe bei Stuttgart gelegenen Solitude ab, wo die Pflanzschule damals untergebracht war. Später mußte der Vater einen Revers unterschreiben, in dem er feierlich gelobte, daß sein Sohn «sich gänzlich dem Dienste des Herzoglichen Württembergischen Hauses widmen und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubnis aus demselben zu treten nicht befugt sein solle».

Die Schwester erzählt, daß der junge Schiller mit zerrissenem Gemüt und nur, «um seinen Eltern, die kein anderes Einkommen hatten, als was die Stelle des Vaters abwarf, keiner Gefahr auszusetzen», in die Anstalt eingetreten sei.

Auf dieser Schule wurde sein Jünglingscharakter geschmiedet. Hier entlud sich das überströmende Pathos eines jungen freiheitsdurstigen Menschen, der sich in seinen empfänglichsten Jahren wie ein Gefangener fühlen mußte. Denn die Pforten der Anstalt öffneten sich nur für den obligaten Spaziergang, den die Eleven unter militärischer Bewachung vornehmen mußten. Schiller hatte in diesen acht Jahren kaum einen freien Tag und nur gelegentlich ein paar freie Stunden. Schulferien waren unbekannt, Urlaub wurde nicht erteilt.

Der ganze Tagesverlauf war militärisch geregelt. In den großen Schlafsälen wurde im Sommer um 5, im Winter um 6 geweckt. Unteroffiziere überwachten das Bettenmachen und die Toilette. Dann marschierten die Zöglinge in den Rangiersaal zum Frühappell, von da in den Speisesaal zum Frühstück, das aus Brot- oder Mehlsuppe bestand. Alle Verrichtungen wurden kommandiert, das Händefalten zum Gebet, das Niedersetzen und der Abmarsch. Von 7 bis 11 Uhr war Unterricht. Dann kam die halbe Stunde, die dem Eleven Schiller die meisten Rügen und den Ruf eines Schweinepelzes zuzog: die Zeit der Säuberung, *propreté* genannt. Der Paradeanzug wurde jetzt angelegt, der stahlblaue Rock mit den schwarzen Aufschlägen, weiße Weste und Hose, Stulpenstiefel und Degen, der Dreispitz mit Borten und Federbusch. Da der Herzog rotes Haar nicht ausstehen konnte, mußte Schiller es mit Puder bestreuen. Dazu trug er gleich allen anderen einen langen künstlichen Zopf und an den Schläfen zwei mit Gips verkleisterte Papilloten. So angetan, marschierten die Eleven zum Mittagsappell und in den Speisesaal. Nach dem Essen war Spaziergang und Exerzieren angeordnet, danach Unterricht von zwei bis sechs, anschließend wieder *propreté*. Der Rest des Tages war dem genau vorgeschriebenen Selbststudium gewidmet. Gleich nach dem Abendessen ging es zu Bett.

In die Zwangsjacke dieser ewig gleichen Ordnung blieb der junge Schiller bis zu seinem einundzwanzigsten Jahr eingeschnürt. Später, in den eigentlichen akademischen Jahren, bestand die einzige Veränderung darin, daß die Unterrichtsstunden zugunsten des Selbststudiums vermindert wurden.

Der Herzog betrachtete die Zöglinge als «seine Söhne», wie er sich auszudrücken beliebte, von denen er erwartete, daß sie «von dem Gefühl der ihnen zufließenden Wohltaten durchdrungen, bei allen Gelegenheiten Merkmale der reinsten Ehrfurcht und Dankbarkeit zu erkennen geben sollten». Um das zu erzwingen, suchte er sie mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ihren Eltern und Familien zu entfremden. Besuche der Eltern in der Anstalt wurden nur selten und erst nach einer Eingabe an den Herzog gestattet.

Der Herzog kümmerte sich persönlich um alles in seiner Anstalt. Täglich ließ er sich schriftlich und mündlich Rapport erstatten. Kein Lehrer, kein Schüler war sicher vor seinem spähenden Blick. In jede Tür war ein Guckloch eingelassen. Der Herzog liebte es, durch die Korridore zu schleichen und heimliche Beobachtungen anzustellen. Er besuchte überraschend die Krankenzimmer, manchmal auch die Schlafsäle mitten in der Nacht.

Er allein hatte Strafgewalt. Aufseher und Lehrer hatten nur die Pflicht, bei jedem kleinsten Vergehen dem Sünder ein «Billet» zu geben. Die Betroffenen hatten diese Billets beim Mittagsappell im Knopfloch zu tragen. Karl Eugen las diese Zettel durch und bestimmte auf der Stelle die gehörig erscheinende Strafe, Rutenhiebe, Stockschläge, Essensentzug. Manchmal war er gnädig, dann machte er Witze, manchmal haute er gleich selber zu.

Der Herzog war in seinen Unternehmungen bisher nicht vom Glück begünstigt gewesen. Dafür sollte diese Schule seinen Namen bis an die Sterne tragen, und wenn sein Geburts- oder Namenstag, wenn der Stiftungstag der Akademie gefeiert wurde, herrschte er wie früher bei seinen Festen viele Tage hindurch über eine devote und pompöse Menge. Er selber führte seine Eleven in vorher eingeübten Disputationen und Reden vor, er ließ sich in den albernsten mythologischen Spielen huldigen, er verteilte Preise und Orden, und zum Schluß gab er den adligen Schülern, die sich ausgezeichnet hatten, die Hand zum Kuß. Die bürgerlichen Eleven durften ihm, damit sie den Unterschied merkten, nur den Rockschoß küssen.

Schiller hatte auf der Höhe seines Lebens eine Zeitlang die Absicht, die Geschichte seiner Entwicklung zu schreiben. Er sammelte Materialien, hauptsächlich zur Geschichte seiner Jugend. Daraus und aus einer Reihe von zeitgenössischen Berichten läßt sich ein einigermaßen zusammenhängendes Bild über die entscheidenden Erziehungsjahre auf der Militärakademie gewinnen.

Man hat sich demnach einen von Natur aus lebhaften, aber schon durch seine bisherige Erziehung verschüchterten Knaben zu denken, der voller Angst eine Anstalt betrat, die, wie sich in seinem Fall herausstellen sollte, schlimmer war als ihr Ruf.

Aus den Leistungen des Eleven Schiller kann man ermessen, wie er allmählich unter dem Druck erlahmte.

Im ersten Jahr hielt er sich noch. Er bekam sogar einen Preis im Griechischen, auch im Lateinischen konnte er gute Noten aufweisen. In den anderen Fächern wurden seine Leistungen als mittelmäßig bezeichnet. In den Tanz- und Reitstunden zeigte er sich völlig unbegabt. Mit der propreté war es am schlimmsten bestellt. Wegen mangelnder Reinlichkeit bekam er schlechte Noten in Betragen und in den ersten Jahren vier Strafbillets. Ferner erhielt er zwölf Weidenstockstreiche, weil er sich für sechs Kreuzer Wecken auf Borg gekauft hatte. Außerdem wurde er bestraft, weil er am Weihnachtsabend mit zwei Kameraden bei einer Magd Kaffee getrunken hatte.